

Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 218 (1939)

Artikel: Vom Grossmünster in Zürich
Autor: Wiesmann, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-375070>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

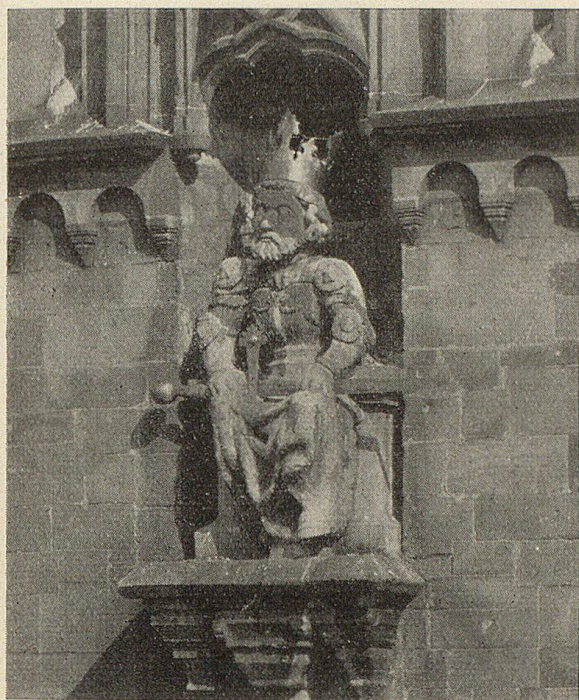
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Vom Großmünster in Zürich.

Von Kantonsbaumeister Hans Wiesmann †, Zürich.



Großmünster Zürich — Karl der Große.
Im alten verwitterten Zustand.

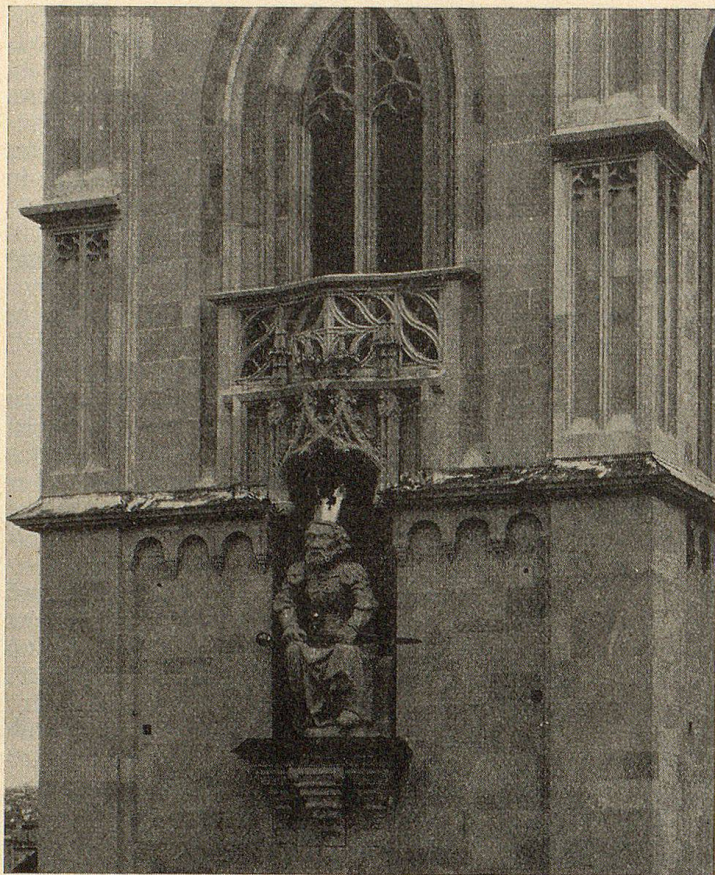
Wenn in Zürich die Elfuhrsglocke erschallt, so kann man bisweilen einen Hosenmaß vor der Großmünsterkirche bemerken, der sehnsüchtig nach dem Bildnis Karls des Großen hoch oben am Westturm hinaufschaut, wartet und wartet und schließlich enttäuscht und sehr davonschleicht. Ein spazhafter Onkel hat ihm wohl erzählt, daß der steinerne Kaiser Weggli herabwirft, wenn er die Mittagszeit läuten hört; und er vermutet vielleicht, das könne nun nicht mehr geschehen, weil seit zwei Jahren nur noch ein Nachbild des alten da oben sitze. Manch einer mag denken, der frühere Zauber sei von der ganzen Kirche gewichen, seit sie neu und blühsamer aus dem Gerüst herausgeschält worden ist, das sie so lange verhüllte. Wer aber Zeit hat zum Warten, wird bald genug wieder die warmen Farben sehen, die Sonne und Regen auf die Steine malen und die Schattierungen des Rußes von hundert Kaminen und tausend Automobilen? Was bedeuten ein paar Jahrzehnte für das uralte Bauwerk, wenn allein der Entschluß, es nach 700 Jahren wieder instandzusetzen, ein Jahrhundert zur Reife brachte? Als 1833 der Staat Zürich die Güter und Gülden des alten Stiftes einzog, um damit seine Universität zu erhalten, war ihm das Münster als köstliche Beigabe zugefallen. Und als dann der Bauherr den Voranschlag für die Reparaturen vorlegte, da wußte der Rat erst, wie „köstlich“ das Geschenk sei, und er vertagte die Ausgabe auf bessere Zeiten. Nur der Baumeister dachte etwa im

Frühling, er möchte den Kopf nicht hinhalten, wenn ein herabfallender faustgroßer Brocken der Turmbrüstung unbedingt einen treffen müßte. Er hat aber nicht in die Fundamente hineinsehen können und in den Boden aus lauter Schlierjand. Sonst hätte er schlechter geschlafen. Schließlich lag ja im Archiv ein Gutachten von Jakob Grubenmann aus Teufen, der überall gerufen wurde, wo man eines erfahrenen Baumeisters Rat brauchte. Aber auch er hatte sich, wie die Alten, durch eine dünne Riezschicht an der Sohle der dicken Mauern täuschen lassen.

Nun hat man aber viele Risse gefunden und zu rechnen angefangen, und tiefer in die Erde gegraben und wieder gerechnet. Und immer mehr haben die zugezogenen Fachleute den Kopf geschüttelt. Der Karlsturm sei krank, schrieben sie, und hätte unsere Zeit ihn gebaut in der Hecke, er wäre längst zusammengefallen. Dem Kranken mußten Verbände angelegt und Einspritzungen gemacht werden. In das faule Mauerwerk wurde Zementbrühe mit großem Druck eingepumpt, und es brauchte einen ganzen Zug von sieben Eisenbahnwagen voll Zementsäcken dazu. 46 Tonnen Stahl und Eisen wurden zum Zusammenhalten der Mauern in die Fundamente versetzt und darum ein Betonmantel gelegt, aus dem ein großes Haus hätte erstellt werden können. Und weil wir gerade an den Zahlen sind: Für das Gerüst eines einzigen Turmes waren 20 Kilometer Stangenholz notwendig, ein stattlicher Wald. Sieben Jahre lang wurde gearbeitet und das ganze Mauerwerk überarbeitet. Jeder vierte Stein mußte mühsam ausgewechselt werden. Und man wird nicht gerade stolz auf die Fortschritte unserer Zeit, wenn wir die gleiche Arbeit leisten müssen wie die alten. Da leisten wir gar nicht mehr. Wir führen das Material mit dem Auto anstatt mit dem Ledischiff und dem Fuhrwerk; wir ziehen es mit dem elektrischen Aufzug auf statt mit dem Tretrad; wir binden die Gerüste nicht mehr mit Nehlen, sondern mit Eisenklammern. Alles andere ist gleichgeblieben, vielleicht sogar die Arbeitszeit: Bierzigstundenwoche heute, Zwölfstundentag vom April bis Oktober in früheren Zeiten.

Da wächst die Bewunderung für die Zeit, in der eine kleine Stadt von 5000 Einwohnern einen solchen Kirchenbau gewagt und zu Ende geführt hat. Gerne möchte man wissen, wann und wie dies geschehen ist. Aber in den Büchern steht nicht allzuviel Gewisses, und die alten Aktenstücke sind gar spärlich, man kann sie an den Fingern abzählen. Sie berichten von Altarweihen und Ablässen zugunsten des Baus, Dinge, die eben den Priestern damals wichtiger vorkamen. So muß man heute versuchen, in den Steinen zu lesen. Sie verraten mancherlei dem, der sie versteht.

Die Chroniken erzählen, daß Karl der Große das Stift gegründet, und das Volk weiß manche Sage davon. Er habe vor dem Haus zum Loch, wo er jeweils Quartier genommen, eine Glocke auf einer Stange aufrichten lassen. Jeder, der Recht suchte,



Grossmünster Zürich — Karl der Große.
Nach der Renovation.

konnte um die Mittagszeit läuten. Als einst der Kaiser bei Tisch saß, schellte es, aber es war niemand zu erblicken. Es läutet zum andern, wieder ist kein Mensch vor dem Haus. Als nun der Kaiser beim dritten Klingelzeichen selbst hinuntergeht, hängt am Seil eine Schlange. Er folgt ihr an das Limmatufer zur Wasserkirche. Da saß in einem Loch eine dicke Kröte auf den Eiern der Schlange. Der Kaiser sprach Recht über die Kreatur und ließ die Kröte verbrennen. Am andern Mittag kroch die Schlange zum Tisch des Herrschers und ließ als Dank einen Smaragdbring in seinen Kelch fallen.

Diese Sagen sind nicht bloß schöne Märlein für kleine Kinder; sie haben einen versteckten Sinn. Die dicke Kröte unserer Geschichte bedeutet die Hezerei. Die rechtmäßige Besitzerin der Eier ist die Kirche. Die Legende will sagen, daß die fränkischen Könige nach der Eroberung unseres Landes den arianischen Glauben der Alemannen ausgerottet und daß sie in der Wasserkirche die Messe von Priestern lesen ließen. Eine weitere Legende erzählt die Gründungsgeschichte des Grossmünsters. Auf der Hofsagd in Aachen wurde von der Meute ein wunderbarer Hirsch aufgeschreckt. Der Kaiser verfolgte ihn ohne Unterlaß bis in die Gegend von Zürich. Vor den Toren der Stadt aber fiel der Hirsch in die Knie. Die

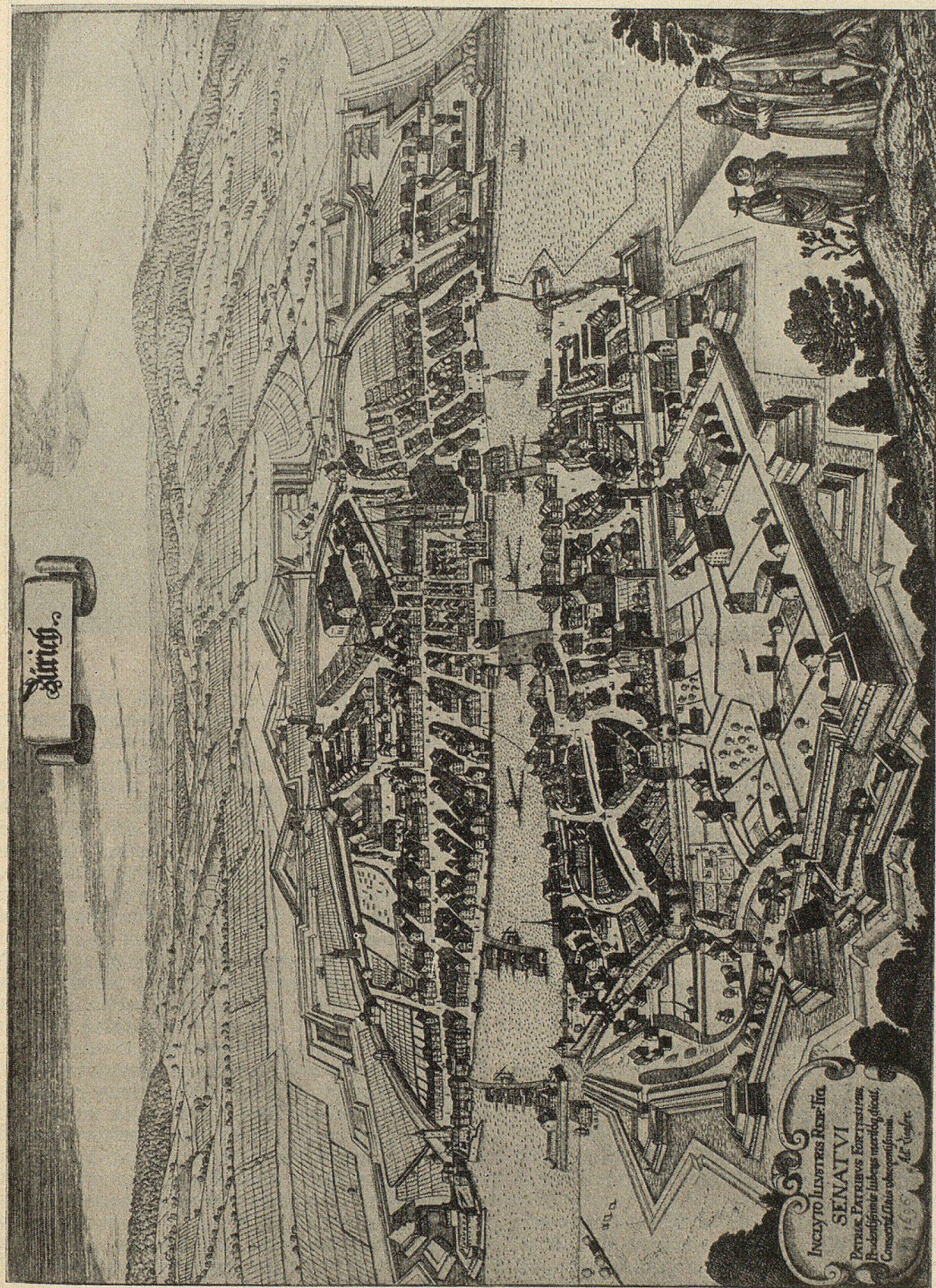
Hunde gaben die Heze auf. Der Kaiser ahnte, daß hier heiliger Boden sei, und ein Einsiedler bestätigte, an dieser Stelle lägen die heiligen Geschwister Felix und Regula, dazu ihr Diener Cruperantius begraben. Sie hätten als noch die Römer im Lande saßen, das Evangelium von St. Moritz im Wallis hergebracht. Als sie sich aber weigerten, auf Geheiß des Landpflegers Dezius dem neuen Glauben abzuschwören, empfingen sie die Martern und wurden enthauptet. Sie nahmen aber ihre Häupter und trugen sie vierzig Ellen weit den Berg hinan, wo sie begraben wurden. Als Kaiser Karl dies hörte, ließ er die heiligen Leiber entheben und über dem Ort eine Kirche erbauen, eben das Grossmünster. So weit die Sage.

Die Kanoniker, die hier den Gottesdienst besorgten, wiesen auch alte Urkunden vor, die ihre Rechte beweisen sollten. Heute wissen wir, daß nicht Karl der Große, sondern eher sein Enkel Ludwig der Deutsche oder dessen Sohn Karl der Dicke die Geistlichen der alten Pfarrkirche in einem Stiftsgebäude ein gemeinsames Leben nach klösterlicher Regel führen ließ. Sie hatten auch ein Frauenkloster gestiftet und dafür das Fraumünster erbauen lassen.

*

Die Reste des ältesten Grossmünsters hätte man gerne aufgefunden. Aber es war gar nichts mehr vorhanden. Dafür fand man das Fundament der Kirche, die vor dem heutigen Gotteshause stand. Sie war gar nicht viel kleiner und ganz ausgemalt. Denn gerade der Anstrich, der sonst zuerst vergeht, der war übriggeblieben auf tausend kleinen Puststücken. Diese schöne Kirche war abgebrochen, um einer noch schöneren Platz zu machen. Die kleine Stadt Zürich muß damals sehr reich gewesen sein, wenn sie es sich leisten konnte, innerhalb von hundert Jahren zwei Kirchen an gleicher Stelle zu errichten; und die Zürcher hatten frommen Sinn und großen Bürgerstolz. 130 Jahre war gebaut worden; nicht ständig, so geschwind ging es damals nicht, das Geld hatte man sich zwischendurch ersparen und aufs neue ersammeln müssen.

Zuerst baute man an die alte Kirche einen Chor. Den Plan dazu ließen sich die Zürcher von einem der besten Baumeister der damaligen christlichen Welt machen. Zu Speyer am Oberrhein hatten die deutschen Könige seit vielen Jahren den größten Dom des Abendlandes errichten lassen, und man war in der Kaiserstadt eben daran — es war um das Jahr 1100 nach Christi Geburt — die großen Gewölbe einzuspannen. Noch nie war ein großes Kirchenschiff in dieser Art eingewölbt worden. Man hatte die Decke sonst immer dem Zimmermann überlassen. Aber gerade das Neue am Speyerer Dom hatte den Zürchern gefallen, und so kamen sie denn schon damals zum neumodigsten Bau. Für die Bildwerke ließen sie Steinhauer von Como kommen. Diese fanden nach



Zürich im Jahre 1696. — Kupferstich von Ziegler.
 (Rechts von der Mitte das Großmünster mit den beiden Spitztürmen nach dem Bauplan des Bürgermeisters Hans Waldmann.)



Grossmünster Zürich — Kreuzgang. Nach einem alten Stich von Hegi.

her Arbeit in Schänis und in Muralto bei Locarno. 1107 fand die Weihe des Grossmünsters statt. Fünfzig Jahre später erst wurde weitergebaut. Jetzt liess man Italiener aus Pavia kommen, wo gerade die Kirche San Michele vollendet worden war. Die rissen zunächst das südliche Seitenschiff ab und erbauten die Südmauer. Als aber die große Westtüre an die Reihe kam, hatten die Stiftsherren zu Zürich erfahren, daß in Südfrankreich die schönsten Portale mit vielen Säulen und Verzierungen gemacht würden. Und sie ließen Leute kommen von der spanischen Grenze. Das kann man heute schon kaum mehr glauben, wo alle Arbeiten nicht außer Kanton, ja nicht einmal außerhalb der Kirchgemeinde vergeben werden dürfen. Aber schließlich reisten dazumal die Leute nicht jedes Wochenende aus, aber viele wallfahrteten einmal in ihrem Leben ins heilige Land oder nach Rom oder nach San Iago in Spanien. Die Katalanen begannen das herrliche Portal zu hauen. Als es aber ans Versetzen des Werkes ging, sahen sie erst, wie ungemein tief die Fundamente in den Boden hinab reichten, und so versetzten sie das Portal lieber auf die Nordseite. Lange blieben die katalanischen Meister nicht in Zürich.

Die letzte Bauperiode ging zu Ende, bevor letzte Hand an das Werk gelegt worden war. Der Westturm war als niedriger Torso liegengeblieben. Es hatte nicht am guten Willen gelegen oder am Geld, sondern am Unvermögen, die technischen Schwierig-

keiten zu überwinden, die sich aus dem schlechten Baugrund und den vielen Planänderungen ergaben. Und so blieb er wie ein ewiger Vorwurf über 200 Jahre stehen. Das Stift aber blühte unter einer großen Zahl von tüchtigen Präbosten aus dem Schweizer Adel, aus deren Reihe einer sogar zum Kanzler des Königs Albrecht aufstieg. Kunst und Wissenschaft gediehen. Von der prächtigen Bibliothek des Stiftes sind ansehnliche Reste erhalten. Das schönste Werk, das im Schatten der Münstertürme entstanden war, besitzt die Heidelberger Bibliothek in der Manessischen Liederhandschrift.

Im 14. Jahrhundert erlahmten allmählich die Kräfte, und nach dem Umsturz von 1336, den die Aristokraten, gestützt auf die Handwerker, gegenüber den mächtigen Handelsherren durchführten, hörte das Interesse für geistige Fragen fast auf. Politische Machtentfaltung und Landerwerb standen im Vordergrund. Kriege und Seuchen rafften einen großen Teil der Bevölkerung weg. Das Grossmünster wurde Zeuge einer Verschwörung, und weil die Verschworenen sich auf der Emporengalerie trafen, sollen die Wendeltreppen in den Türmen damals zugemauert und durch einen äußeren Emporenzugang ersetzt worden sein.

Erst um die Mitte des 15. Jahrhunderts regte sich wieder der Baueifer. Man begann am Westturm zu bauen und stellte die große Statue Kaiser Karls auf, der als höchster Richter über dem Richthaus an der Limmat thront.



Grossmünster Zürich — Zwingliportal.

Es brauchte aber des Geheißes des allmächtigen Bürgermeisters Hans Waldmann, um die Turmfrage endlich zu lösen: Beide Türme wurden gleich hoch geführt und dann mit eleganten Spitzhelmen versehen, deren Bedachung in den Stadtfarben Blau und Weiss prangte. In dieser Form blieben die Türme drei Jahrhunderte; so sind sie unzähligemale von den Künstlern im Bilde festgehalten worden, und wer heute sich die damalige Gestalt des Grossmünsters vorstellen will, der verweile einen Augenblick vor der Fassade der ebenfalls zweitürmigen Hofkirche zu Luzern! Hans Waldmann aber, der in Zürichs Geschichte so mächtig eingegriffen hat, besitzt seit dem Jahre 1937 sein Reiterdenkmal zu Zürich an der Limmat, gerade dem Grossmünster gegenüber!

Keine vier Jahrzehnte waren seit dem Tode Waldmanns vergangen, da griff die Reformation Huldrych Zwingli entscheidend in die Geschichte des Grossmünsters ein. Der katholische Gottesdienst hörte auf, und seither war das Grossmünster die evangelische Hauptkirche Zürichs. Im großen und ganzen beschränkte man sich seither auf die Erhaltung des mächtigen Gebäudes, nachdem im Innern die Ausstattung der vorreformatorischen Zeit beseitigt worden war. So ist für das 16. und das 17. Jahrhundert nichts Großes zur Baugeschichte zu berichten.

Daß man aber auf dem Kirchengang nicht gegen alles Unglück gefeit ist, erfuhren die Besucher des Nach-

mittagsgottesdienstes am ersten Sonntag des Jahres 1646. Die Gemeinde wurde jäh aufgeschreckt durch „zween Knäll“ in den Gewölben, wie wenn man den Weltuntergang oder den Einsturz der Gewölbe erwartete. Jedenfalls flüchtete alles in die kalte Winterluft hinaus. Es war noch gut abgelaufen; denn man stellte am folgenden Tag fest, daß die Widerlager der Gewölbe auf der einen Seite des Mittelschiffes um neun Zoll gewichen waren. Der Abbruch der oberen Teile, den ängstliche Bauleute als unvermeidlich erachteten, war nicht nötig, wohl aber große Reparaturen. Ein größeres Unheil drohte der ehrwürdigen Kirche ein Jahrhundert später. Am 21. August 1763, in der Sonntagnacht, ging ein schreckliches Gewitter über Zürich nieder. Und während der Hochwächter im Glockenturm bei jedem Strahl, der rechts oder links niederging, getreulich nach etwaigen Brünsten in den dichten Quartieren spähte, merkte er nicht, daß das Dach über ihm Feuer gefangen, bis der flackernde Widerschein der ungeheuren Fackel am Karlsturm die Helligkeit der Blitze überstrahlte. Geschlafen hatte wohl niemand, sonst wären die Feuerspritzen nicht so bald aufgefahren und die Ketten der hilfsbereiten Hände, die die Feurereimer die engen Turmtreppen hinaufboten, nicht so rasch gebildet worden. Vornean stand eine löbliche Gerberzunft, die ihre Häute nicht schonte, um Kirchendach und Glocken vor weiterem Unglück zu bewahren.

Im Protokoll der Montagssitzung des Kleinen



Grossmünster Zürich — Westfront.

Rates sind elf Beschlüsse in der Angelegenheit, voran daß „am künftigen Sonntag ab allen Kanzeln hiesiger Stadt die schweren Strafgerichte Gottes den Zuhörern zu Gemüt zu führen“. Hatten aber die Elemente nur den einen Turmhelm zerstört, so bedrohte die ganze Kirche nun ein größeres Unheil, nämlich der Unverstand der Menschen. Man wollte sie abbrechen und eine neuzeitliche vom Tessiner Pisoni, dem Erbauer der Ursus-Kathedrale in Solothurn errichten lassen. Es brauchte die Beredsamkeit und die scharfe Feder des Bauherrn Jakob Breitingen, der als Professor der Literatur weit über Zürich hinaus bekannt war, um den Bürgern die Augen zu öffnen für die Schönheit und Ehrwürdigkeit des Bauwerkes. Das war zu jener Zeit eine große Tat; denn das allgemeine Verständnis für die Kunstübungen unserer Altvordern ist erst viel später geweckt worden. Es konnte aber nicht verhindert werden, daß angeblich für „größere Bequemlichkeit und

bessere Gesundheit“ gar viel verunziert und der „unnütze Zierat“, wo er erreichbar war, zerstört wurde. Statt den Spitzhelm wieder herzustellen, brach man auch die Nadel des Karlsturms ab und errichtete Plattformen, die aber bald leckten. So studierte man neue Helme, und am besten gefielen der Riß und das Modell des Zimmermeisters Bögeli, der denn auch die heutigen Kuppeln ausführte und so das bekannte Wahrzeichen Zürichs schuf.

Auch die Wirren der französischen Revolution fanden ihren Niederschlag in den Annalen des Grossmünsters, zunächst allerdings nur in einem bescheidenen Rechnungseintrag zum 29. April 1798: „Der Magd des Sigristen b. Gr. Münster per ihre Abwart bey Rettung eines Theiles des Schazes 5 Pfd.“ Und der Chronist dieser Zeitläufe vermerkte, daß damals der französische General Schauenburg 822 456 Livres raubte, nachdem es einige Stunden zuvor noch mit Mühe gelungen war, 272 922 Livres für die Helvetische Regierung auf die Seite zu schaffen. Es möchte reizen, die Geschichte des unbekannten Mädchens, dessen Mut und Besonnenheit in die Reihe der bekannten Schweizer Frauen gehört, ausführlicher zu schildern: Wie kurz nach der Besetzung Zürichs durch die französischen Truppen der Unterschreiber schweißtriefend ohne Perücke an des Sigristen Wohnungstüre Sturm geläutet, und wie ihn die Dienstmagd Regula Ochsner, die allein das Haus hütete, dieweil alles zum Gaffen an die Suhlporte eilte, in das Chor der Kirche geführt. Dort nahm sie dem aufgeregten Herrn die Schlüssel ab, mit denen er vergeblich an den Schlössern stocherte,

und öffnete ruhig die äußere eiserne Türe und die schwere Eichentüre mit dem komplizierten Schloß. Da standen die drei großen Schränke mit den alten Pergamenten und die großen Truhen mit dem gehorteten Gold. Was tun? Noch ehe der Schreiber seine Mission erklären konnte, war das Mädchen weg und erschien wieder mit drei handfesten Männern. Es waren Bauern aus ihrem Heimatort Witikon, die am Schenkhof hinter dem Chor Reizwellen abgeladen hatten. Die griffen nun zu und trugen die kleineren Kisten hinaus, indessen Regula ihre Schürze mit Dukaten aus den nächsten großen füllte, um deren Gewicht zu verkleinern. Erst dreimal hatten die Männer den Weg zum Wagen gemacht, als der Bub des Großweibels angefeucht kam: „Die fremden Offiziere verlangten von meinen gnädigen Herren die Schlüssel zum Sakristeiestrich. Sie müßten sofort abgeliefert werden. Man hätte nur Aufschub erlangen können, bis die beiden Schlüsselherren zur Stelle seien.“ Nun hatte der Unter-

schreiber seine liebe Not, die dienstbaren Geister wieder zu bannen; denn nun ging es wie in einem Bienenhaus durch die enge Türe ein und aus, und auf die Sandsteinplatten des Chores fielen Karten, Geld, Papiere, und es brauchte ein Machtwort, um Schluß zu machen. Als letzte verließ Regula das Gemach mit dem alten Banner der Stadt, dem Schwert und dem Herzogshut des Papstes Julius II. Der Staatschatz Zürichs aber wurde glücklich gerettet, und als die fremden Offiziere erschienen, da waren die goldenen Vögel schon ausgeflogen!

Doch solche Erzählungen gehören auf eine andere Seite des Kalenders, wenn auch nach den Akten unserer Kirche leicht ein weiteres halbes Duzend geschrieben werden könnten. Um wieder auf den festen Boden der Tatsachen zu kommen, ist nur noch zu vermerken, daß in den drei folgenden Jahrzehnten des öfteren die Eidgenössische Tagsatzung im Groß-

münster tagte und daß darin auch die feierliche Gründung der Universität stattfand. Hatte die Stiftsschule eingehen müssen, um der Wissenschaft die notwendige Freiheit zu schenken, so mußte auch der Vorrang der Kirche 60 Jahre später aufgegeben werden. Sie ist nur noch die Kirche einer kleinen Gemeinde, die jedes Jahr zurückgeht und ihre Steuern von Banken, Läden und Geschäften bezieht. Aber das Interesse an dem Bauwerk ist seit 100 Jahren geweckt worden, und man hat keine Mittel gescheut, um sie würdig zu erhalten. Doch darf sie kein leeres Gefäß werden, nein, sie soll ein Denkmal der Reformation sein, wie es würdiger nicht Wittenberg und Genf besitzen. Eine Anzahl hochherziger Bürger hat eine ehernen Türe gestiftet, auf der die Begebenheiten der Reformation dargestellt sind. So möge das Großmünster auch fernerhin Zeugnis ablegen für die Erinnerung an Zürichs größte Zeit.

Der Bazillendruck.

Erzählung von Bernh. Kobler, St. Gallen.

Mitten im grünen Wiesentale lag die Käserei Silberbach, allwo der Käser Chrigel Schertenleib seit mehr als dreißig Jahren schwere Emmentalerkäse formte, Butterzollen aufstürmte und einen Stall voll Schweine mästete. Die Bauern ringsum brachten ihm die Milch ihrer vielen Kühe, die je nach der sonnigen oder schattigen Lage der einzelnen Höfe mehr oder weniger Fettgehalt zeigte. Verschiedene Bauern konnten es jedoch nicht unterlassen, die Milch zu plagen, das heißt, ihr Wasser zuzusetzen oder sie leicht abzurahmen. Der Knechtwolf im Harzbüchel goß sogar vor dem Melken jedesmal einen Liter Wasser in den Melkfessel, damit die Kühe vom Geräusch des Melkens nicht erschrafen.

Käser Chrigel Schertenleib war fünfundsiebzig Jahre alt, groß und stämmig gewachsen, stark wie ein Bär und als geborener Berner entsprechend stierendrindig. Weit und breit kannte alles den wilden Kolderi, der die Woche hindurch wie ein Roß arbeitete, aber nicht mehr zu händigen war, wenn er einmal loskam. Dann trank er tagelang in verschiedenen Wirtschaften herum. Er zwickte und jastete, bis er keinen roten Rappen mehr im Sacke hatte. Setzte es irgendwo eine Balgerei oder eine bessere Prügelei ab, so half Käser Schertenleib tatkräftig mit. Wer dann in seine Bärentragen geriet, konnte sich tags darauf ruhig in ärztliche Behandlung begeben, ohne den Vorwurf zu gewärtigen, er sei zu früh oder umsonst gekommen. Ganz allgemein führte Chrigel Schertenleib den Übernamen „Bazillendruck“. Wo er hinkam, oder wo man ihn sah, hieß es gleich, der Bazillendruck war da oder der Bazillendruck hat doch wieder einen Mordskrach gemacht. Das rührte daher, weil Schertenleib bei allem, was vorging und vorkam, behauptete, daran trage nur der Bazillendruck die Schuld. Als nämlich einmal ein Landwirtschaftslehrer einen Vortrag über Milch, Butter und Käse hielt und dabei erwähnte, daß die Lochbildung im Käse durch den Druck verschiedener von Bazillen abgesonderter Gase

entstehe, machte Käser Schertenleib kurzen Prozeß und behauptete, die Ursache der Käslöcher sowie aller Vorgänge auf der Welt liege einzig und allein im Bazillendruck.

Jeder Mensch hat Freunde und Feinde! Des Käfers Freunde waren seine Milchbauern, die ihm die Milch nach ihrem Gutdünken liefern konnten, da Schertenleib nicht lange nach Abrahmen und Wässern fragte. Seine geschworenen Gegner und Feinde saßen im fünfköpfigen Vorstand der Käsergesellschaft Silberbach, allen voran deren Obmann Tobias Tobler, der Bauer auf dem Zoller. Gerade das, was den Bauern so gut paßte, verurteilte der Käseivorstand auf das schärfste, nämlich die Tatsache, daß der Käser Schertenleib seine Milchbauern zu Pfrschern oder Fälschern heranziehe, weil er es nie wagte, gegen Fehlbare und Sünder aufzutreten. Im Gegenteil! Vor jeder Hauptversammlung der Gesellschaft zahlte er den Bauern Gefottenes und Gebratenes, ganze Kübel Wein, und wenn der Vorstand ihn dann am Seil herunterlassen wollte, stand alles auf Seite des Käfers. Das hatte zur Folge, daß Schertenleibs Geldsäckel immer bedenklicher die Schwindsucht bekam und daß er bei verschiedenen Bauern Schulden machen mußte, um jeweils auf Ende des Monats das Milchgeld zahlen zu können. Was den Silberbacher Käser noch über Wasser hielt, das war sein ausgezeichnete Bursche, Karl Fischbacher. Dieser, ein kräftiger, hochgewachsener Mann in den dreißiger Jahren, machte alles das wieder gut, was sein Meister fortwährend verpfuschte. Karl Fischbacher konnte käsen und buttern wie kaum einer, und die Mastschweine besorgte er, daß sie prächtig gediehen. Das tat er aber alles ja nicht etwa aus Liebe und Anhänglichkeit zu seinem Meister. Diesen Kerl wünschte er nämlich schon längst nach Kamtschatka. Am liebsten wäre Karl hundert Kilometer vom Silberbach wegelaufen. Aber das konnte er nicht; denn oben auf dem Zoller, da lebte sein Stern. Das war des Zoller-